

Dase in der Wüste, ein rasch vergängliches Eldorado hier auf Erden sein, und wir können nicht ohne tiefe Wehmuth dem ferneren Gange seiner Geschichte folgen.

12. „Schöne Wiege meiner Leiden, schönes Grabmal meiner Ruh'!“

Leider! lagen die Geschäfte in Montgomery wie in ganz Amerika sehr darnieder. Eine Anzahl von Geschäftshäusern und Privatwohnungen standen leer; Handwerker sah man von Haus zu Haus gehen, um nach Arbeit zu fragen; viele Leute, die früher in gutem Wohlstand gelebt, waren dem empfindlichsten Mangel preisgegeben. Besonders beim Herannahen der glühend heißen Sommerzeit, welche alle Fremden fern hält und sogar den Besitzer des ersten Hotels zwingt, seinen Gasthof zu schließen, machte sich der Druck der Verhältnisse sehr fühlbar. Die Schwarzen und Farbigen konnten sich demselben noch einigermaßen entziehen, weil Diese auch die untergeordnetsten Arbeiten als Kellner, Kutscher, Hausknecht u. zu thun gewohnt sind. Für die Weißen aber gilt es als unschicklich, sich diesen Arbeiten zu unterziehen, und da unter den 15,000 Einwohnern Montgomerys die weitaus größte Zahl zu den Weißen (namentlich Deutschen und Juden)

zählt, so mußte gerade der gebildete Theil der Bevölkerung am empfindlichsten von der allgemeinen Nothlage betroffen werden. Dabei stets der Ausbruch eines Bürgerkriegs aus Anlaß der Präsidentenwahl in Aussicht, und eine Aufstachelung des Partheihasses, eine Leidenschaft der Agitation, von welcher nur der sich einen Begriff machen kann, der in Amerika wohnt, — das Alles begann allmählich schwer auf Brandenstein's Seele zu lasten.

Anfangs bekam wenigstens das südliche Klima der ganzen Familie außerordentlich gut. Brandenstein wünschte für sich nichts sehnlicher, als daß er hier in Montgomery oder sonstwo eine dauernde Anstellung erhalten und dem Indianergebiete für immer hätte farewell! sagen können. Auch Luise erholte sich sichtlich, und schon merkte ihr Niemand mehr an, daß sie noch vor anderthalb Jahren eine „richtige Wilde“ war, wie sich ihr Gatte ausdrückte. Und der „herzige Bube“ gedieh eben wol; die Mama zaute sich weiblich mit ihm herum, und seine Lust an recht wilden Pferden und Mauleseln oder an einer schnellen Fahrt im Buggy (kleinem Pferdewagen) verrieth das angestammte Indianer-Temperament. Aber auch diese Freuden trübten sich wieder, als in Folge der tropischen Glut des Monats Mai die gelben Fieber in dem von vielen Sümpfen umgebenen Montgomery sich bemerkbar zu machen an-

singen. Luise konnte die große Hitze offenbar gar nicht vertragen und machte ihrem Gatten viele Sorge, so daß er ernstlich mit dem Gedanken umging, sie nach einer nördlicher gelegenen Stadt zu schicken.

Aber vor Allem Brandenstein selbst wurde in demselben Maße elender als die Hitze zunahm, und diese erreichte bald eine Höhe von 35 bis 40° R. Die einzigen Stunden, wo man ausgehen und sich erfrischen kann, sind dann die vor dem Aufgang und nach dem Untergang der Sonne, aber es fehlt jenen Ländern die Wohlthat des Zwielichts, der Dämmerung. Da war für Brandenstein's Genesung wenig zu hoffen, und um so weniger, als sich bei ihm, nach Versicherung hervorragender Aerzte, deren Rath er suchte, in Folge der im Indianerlande ausgestandenen Leiden und Aufregungen allmählich ein Herzleiden ausgebildet hatte, welches zu den ernstesten Befürchtungen Veranlassung gab. Man hatte ihn zwar damit getröstet, daß das Uebel nicht sobald seine Auflösung herbei führen werde und vielleicht durch den Aufenthalt in einem geeigneteren Klima gemildert werden könne. Da aber seine Kräfte immer mehr sanken, so schrieb er schon im Juni, von schlimmen Befürchtungen ergriffen: „Zwar kann es noch Monate, selbst Jahre dauern, bis das müde Herz ausgeschlagen; doch hoffe ich, daß mein Leiden bald vollendet sein wird; denn es gibt für mich

nichts Schrecklicheres, als den Gedanken, mich lange Zeit mit stichem Körper herum schleppen zu müssen . . . Nachdem ich Gewißheit über meinen Zustand habe, theile ich es Dir mit, damit Dich eine schlimme Nachricht nicht zu sehr überrasche . . . Doch nimm Dir diesen Brief nicht zu sehr zu Herzen; an dem, was im Rathe der Vorsehung einmal beschlossen, können wir armen Menschenkinder nichts ändern, und bleibt uns ja die Hoffnung auf ein Wiedersehen in jenen Räumen, wo alle Erdenforgen und aller Erdenkummer aufgehört hat."

In einem Briefe vom 11. Juli heißt es dann: „Nur wenige Zeilen sind es, die ich an Dich heute richten kann, da ich seit einigen Wochen mich unbeschreiblich elend fühle und es mir selbst Mühe macht, dies Wenige zu schreiben. Im Herbst wird vielleicht eine vorübergehende Besserung meines Zustandes eintreten, vorausgesetzt, daß mich die Sommermonate nicht noch zum Opfer fordern . . . Es ist so weit mit mir gekommen, daß mir bald Alles gleichgültig ist, und ist meine Rechnung abgeschlossen."

Und doch sollte dem armen vielgeprüften Manne zu diesem Elende noch der für sein Herz allerschmerzlichste Verlust hinzugefügt werden. In dem letzterwähnten Briefe schrieb er noch: „Luise und unser Bube sind frisch und gesund, von Ersterer die besten Grüße."

Aber was er schon lange befürchtet: daß seine Gattin die furchtbare Hitze als Indianerin des Nordens auf die Länge nicht werde ertragen und leicht ein Opfer der in Montgomery zur Sommerzeit so heftig auftretenden Sumpffieber werden könnte, traf leider! noch im Laufe des Monats Juli ein. Am 23. dieses Monats wurde die junge blühende Frau vom Fieber ergriffen; am 24. erreichte dasselbe bereits eine solche Höhe, daß trotz aller ärztlichen Hülfe ihr Bewußtsein und alle Hoffnung auf Genesung schwand; am 25. hauchte sie ihr jugendliches Leben in den Armen ihres Gatten aus, und noch ehe die Sonne des folgenden Tages sank, ruhte ihr Leib schon — so forderte es die Sanitätspolizei — im Schooße der Erde.

Brandenstein fand keine Worte, um seiner Mutter im fernen Heimathlande selbst seinen Verlust mitzutheilen und die Größe seines Schmerzes schildern zu können. Auf Umwegen erst erfuhr dieselbe diese neue schwere Heimsuchung ihres Sohnes. Seine Kraft brach nun vollends zusammen. Der Retterin seines Lebens und des schönsten Glückes seines Herzens beraubt, körperlich hinsiechend und ohne feste Stellung, bedurfte es für ihn der ganzen Kraft des Glaubens und der willenslosten Ergebung in Gottes Fügung, um sein Kreuz als ein Christ zu tragen.

Sein Amt als Marschall der B. St. hatte er

bereits am 1. Juni niedergelegt, weil er sich den damit verbundenen Anstrengungen nicht mehr gewachsen fühlte. Leider! ging damit abermals eine Aussicht auf feste Anstellung im Staatsdienste und eine immerhin ausreichende, wenn auch bescheidene Einnahme verloren. Er übernahm zwar gegen Mitte des September, als seine Gesundheit sich wieder etwas gebessert hatte, eine Stelle als Quarantaine-Arzt, 168 Meilen von New-Orleans entfernt. Als Solcher mußte er sämtliche Schiffe, welche von der See den Fluß hinauf fuhren, nach Leuten, welche mit ansteckenden Krankheiten, namentlich dem gelben Fieber, behaftet sein möchten, untersuchen. Aber trotz der herrlichen Seeluft, die dort herrschte, mußte er dies Amt schon bald wieder aufgeben, weil sein Zustand sich bei der geringsten Aufregung wieder verschlimmerte.

Er begab sich deshalb nach New-Orleans, wo ihn die englische Familie E., der er einst das Leben gerettet hatte, auf das Herzlichste bewillkommnete. Dieselbe lud ihn sogar ein, in ihrem Hause zu wohnen und ganz ihr Gast zu sein. Brandenstein lehnte dies Anerbieten freilich ab, nahm hingegen die Einladung, den Winter über mit seinem Söhnlein auf einer Zuckerplantage dieser Familie zuzubringen, dankbar an. Dort durfte er hoffen, sich besser zu erholen, als in der großen Stadt, wo das unruhige Leben im Gasthof

und auf den Straßen auf sein Nervensystem nur nachtheilig wirken konnte.

Und nun??

— — Mit dem Briefe, der diese letzterwähnten Pläne der fernen Mutter mittheilte, hören alle eingehenderen Nachrichten über Brandenstein's Schicksale auf. Nach langem, peinlichen Schweigen lief nur noch ein mit zitternder Hand vom Krankenbette aus geschriebener Brief ein, der ein stetes Zunehmen der Krankheit meldet und wie ein Abschiedsgruß an die geliebte Mutter lautet. Brandenstein hat nach demselben für seine Genesung keine Hoffnung mehr, aber auch außer der Sorge für sein unmündiges Söhnchen kaum noch irgend etwas, das ihn an's Leben bindet. Sein Sehnen und Hoffen ist nach Oben gerichtet. Auf das Wiedersehen vor Gottes Angesicht verweist er tröstend die ferne Mutter, dorthin, wohin ein Gedicht ihres verstorbenen Vaters sie mit den Worten verwies:

Ein Engel führt dich einst zu Gottes Throne,
In's Land, wo jeder Erdenschmerz entweicht;
Mit allen Lieben wirst du dann dort wohnen,
Die früher schon das schöne Ziel erreicht.
Für treues Dulden gibt dir Gott zum Lohne
Was du errungen hier: die Friedenskrone!